

Charlotte

HOLGER LUHMANN



Zum Buch:

Charlotte ist ein Engel. Ich bin nicht gläubig. Aber wie sollte ich sie mir sonst vorstellen, wenn nicht als Engel? Wie sonst könnte ich weiterleben?

So beginnt Holger Luhmanns Roman Charlotte, in dem ein Vater ein Jahr nach dem Amoklauf an einer Schule vom Tod seiner Tochter erzählt. Es ist eine Geschichte voller Schmerz und tiefer Trauer. Es ist die Schilderung einer Tat und den Konsequenzen für die Hinterbliebenen. Es ist die Aufarbeitung eines Themas, das die Menschen nicht nur in den USA, sondern auch in Deutschland betrifft, bewegt und erschüttert. Zugleich ist es die Suche nach Trost und Hoffnung für die Überlebenden.

Zum Autor:

Holger Luhmann, geboren 1971 in Unna, studierte in Dortmund Journalistik, bevor er 13 Jahre lang als Sportredakteur bei den Nachrichtenagenturen SID und dapd gearbeitet hat. Die Insolvenz der dapd hat er in seinem ersten Roman Clairon verarbeitet. Charlotte ist sein zweites Manuskript in Romanform. Von Holger Luhmann sind zudem drei Kinderbücher erschienen, bei denen ihm seine beiden Töchter mit Rat und Tat zur Seite standen. Mit seiner Freundin lebt er in der Nähe von Frankfurt.

CHARLOTTE

Von Holger Luhmann

Gewidmet
allen Opfern von Amoktaten
und ihren Angehörigen.

Für Eden und Helen.

Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.
Die nackten Toten die sollen eins
Mit dem Mann im Wind und im Westmond sein;
Blankbeinig und bar des blanken Gebeins
Ruht ihr Arm und ihr Fuß auf Sternenlicht.
Wenn sie irr werden solln sie die Wahrheit sehn,
Wenn sie sinken ins Meer solln sie auferstehn.
Wenn die Liebenden fallen – die Liebe fällt nicht;
Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.

(Dylan Thomas)

1. Auflage Januar 2013

Copyright © 2013 by

xy Verlag, xyheim

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung und Satz:

Alexandra Weichhaus, Alzenau

Umschlagmotiv: channelsurfer / photocase.com

Druck und Bindung

Printed in Germany

ISBN

Prolog

Charlotte ist ein Engel.

Ich mag ein Mann sein, der Frauen idealisiert. Da Sie noch nichts über mich wissen, möchte ich das an dieser Stelle erwähnen.

Aber dass Charlotte ein Engel ist, kann ich mit Fug und Recht behaupten.

Zum einen, weil ich ihr Vater bin. Und die Liebe zu seinen Kindern ist immer rein, absolut und vollkommen. Sie sollte es zumindest sein.

Zum anderen, weil Charlotte tot ist. Ich bin nicht gläubig. Aber wie sollte ich sie mir sonst vorstellen, wenn nicht als Engel? Wie sonst könnte ich weiterleben?

Es ist auf den Tag genau ein Jahr her, dass Charlotte ums Leben gekommen ist. Sie wurde zwölf Jahre alt.

Sie starb durch die Waffe eines Amokläufers an ihrer Schule. Die Meisten von Ihnen werden aus den Medien davon erfahren haben. Charlotte war eines von sechzehn Todesopfern. Acht Schülerinnen, sechs Schüler sowie eine Lehrerinnen und ein Lehrer. Soweit die Zahlen.

Ich werde versuchen, die Ereignisse nieder zu schreiben. Wohl auch, weil ich mir dadurch etwas Heilung verspreche. Oder wenigstens Linderung.

Kapitel eins

Es war der 14. Mai. Ein Dienstag in der letzten Schulwoche vor den Pfingstferien. Der Frühling hatte sich eingemischt und draußen zwitscherten die Vögel, als Charlotte mit ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Lena von zu Hause zur Schule aufbrach.

Zumindest stelle ich es mir so vor. Ich selbst war nicht dabei. Ich stelle mir immer wieder Charlottes letzte Stunden und Minuten vor. Nicht ihre letzten Sekunden. Dazu fehlt mir die Kraft. Und ich weiß nicht, ob ich sie jemals werde aufbringen können.

Ich lebe seit sechs Jahren von Charlottes und Lenas Mutter getrennt. Meine Wohnung befindet sich drei Kilometer entfernt. Und zwei Kilometer von der Schule. Ich war an jenem Tag zu Hause, als meine Tochter gestorben ist. Nur zwei Kilometer haben mich von ihr getrennt. Sie war so nah. Und doch war ich zu weit weg. Welten entfernt. Ich habe sie nicht beschützen können vor der Kugel des Amokläufers.

Es war sieben Uhr als Charlotte und Lena ihre Wohnung verließen. Nichtsahnend stiegen sie wie jeden Schultag in den Bus. Beide trugen sie Jeans und ein T-Shirt. Es war schon warm, der Sommer kündigte sich an. Der Sommer, den Charlotte nicht mehr erleben sollte. So wie keinen

Sommer, der noch kommt. Und keinen Herbst, keinen Winter, keinen Frühling. Nichts mehr.

Es war ein Schultag wie jeder andere. Und doch nicht. Es war Charlottes letzter Schultag, der letzte Tag ihres Lebens. Aber das konnte niemand ahnen. Auch Charlotte nicht. Charlotte und Lena gingen in ihre Klassenräume. Charlotte hatte in den ersten beiden Schulstunden Mathe. Es war nicht gerade ihr Lieblingsfach.

In der ersten großen Pause, das erzählte uns Lena später, stand sie mit ihren Freundinnen auf dem Schulhof und lachte. Es ist eine tröstliche Vorstellung. Ich male mir aus wie sie sich unterhalten haben. Über irgendwelche Serien im Fernsehen, oder einen Kinofilm. Oder über die Jungs in ihrer Klasse. Charlotte ging schon mit einem Jungen. Sein Name war Jonas. Er hat den Amoklauf überlebt.

Es war schön zu sehen, wie Charlotte und Jonas miteinander umgingen. Manchmal hielten sie Händchen oder gaben sich – nicht verstohlen, sondern ganz selbstverständlich – einen Kuss. Sie schrieben sich Mails und SMS. Sie tauschten sich über ihre Hausaufgaben und alles Mögliche in ihrem jungen Universum aus. Es war eine unschuldige Freundschaft.

In der dritten und vierten Stunde hatte Charlotte Latein. Sie hatte in den vergangenen Tagen Vokabeln gelernt, weil sie dachte, dass sie vielleicht einen Test schreiben würden. Doch an diesem Tag war ganz normaler Unterricht. Bis um kurz nach elf. Das Ende der vierten Stunde hatte Charlotte nicht mehr erlebt.

Die Polizeibeamten gehen davon aus, dass der Amokläufer die Schule durch den Haupteingang betreten hat. Zu dieser Zeit befanden sich so gut wie alle Schüler und Lehrer in den Klassenräumen im Unterricht.

Um 11:07 Uhr eröffnete der Amokläufer das Feuer in der Klasse 7b, einem Raum unmittelbar neben der 7c, zu der Charlotte gehörte. Der Täter gab zwölf Schüsse ab. Er tötete jeweils vier Jungen und Mädchen sowie den Klassenlehrer. Zwei Kinder wurden leicht verwundet, ein Schuss verfehlte sein Ziel.

Danach ging der Amokläufer weiter zur 7c. Es muss alles sehr schnell gegangen sein. Auch die Kinder der 7c saßen offenbar noch auf ihren Stühlen. Charlotte hatte einen Platz in der ersten Reihe, direkt an der Tür. Vielleicht war sie die Erste ihrer Klasse, die von dem Amokläufer erschossen wurde. Ich hoffe es irgendwie. Ich schiebe die Vorstellung von mir, dass Charlotte den Tod ihrer Klassenkameraden mit ansehen musste. Und ihren eigenen voller Panik in schier unsäglicher Langsamkeit auf sich zukommen sehen hat.

Drei weitere Schülerinnen sowie zwei Schüler und die Lateinlehrerin Frau Schneider starben. Diesmal leistete sich der Täter keinen Fehlschuss.

Warum der Amokläufer ausgerechnet in diesen zwei Klassen wütete, weiß niemand. Vielleicht weil sie im Erdgeschoss lagen.

Es gibt mehr als tausend Schüler an dem Gymnasium. Es hätte mehr als tausend Andere treffen können außer Charlotte.

In meiner Vorstellung gibt es keine Geräusche, keinen Lärm. Es gibt keine Schüsse, die knallen, kein Geschrei der Kinder in Entsetzen und Todesangst, kein Poltern durch umgestürzte Stühle. Der Film läuft lautlos ab. Es ist ein Stummfilm des Schreckens.

Zwischen 11:07 Uhr und 11:10 Uhr habe ich zuhause mit meiner Freundin Zoe am Esstisch gesessen und in aller Seelenruhe gefrühstückt. Ich habe eine Scheibe Toastbrot mit Erdbeermarmelade gegessen und eine Scheibe mit Fleischsalat. Dazu drei dick geschnittene Scheiben Salami und mehrere Würfel Biokäse mit Bärlauch. Getrunken habe ich dazu eine große Tasse Kaffee mit Milch und Zucker.

Ich hatte in der Nacht zuvor bis um 2:00 Uhr an einem Text gesessen. Ich bin Journalist, genauer gesagt Sport-Journalist. Um es ganz genau zu nehmen, bin ich derzeit arbeitslos. Sie sollen nicht denken, dass ich meinen Job verloren habe, weil ich aufgrund der Ereignisse nicht mehr arbeiten konnte. Das entspricht nicht der Tatsache. Mein früherer Arbeitgeber, eine Nachrichtenagentur, ist vor einem halben Jahr in Insolvenz gegangen. Das verschafft mir im Augenblick zumindest die Zeit, das vergangene Jahr Revue passieren zu lassen und meine Erinnerung daran niederzuschreiben.

Vor einem Jahr also habe ich noch in Lohn und Brot gestanden. An jenem 14. Mai Tag hatte ich aber frei, und wir ließen es gemächlich angehen. Später wollten wir noch ein Geschenk besorgen für meinen Vater, der in drei Tagen seinen 75. Geburtstag hatte.

Um 11:47 Uhr klingelte mein Handy.

Ich weiß das noch so genau, weil ich gerade unter der Dusche hervor kam und auf den Radiowecker im Bad geschaut habe. Vielleicht hatte ich die Sirenen kurz zuvor deshalb nicht gehört.

Ich meldete mich mit meinem Namen.

„Hier ist das Chefsekretariat des Gymnasiums, Müller mein Name“, sagte die Sekretärin.

Ich weiß noch, dass mich ihre tränenerstickte Stimme aufhorchen ließ.

„Es hat sich an unserer Schule ein Unfall ereignet. Ist es für Sie möglich, herzukommen?“, fragte sie.

„Ein Unfall?“, fragte ich verwirrt und besorgt. „Ist etwas mit meinen Töchtern?“

„Bitte kommen Sie doch her. Bis gleich“, entgegnete sie und ließ keine Zeit für weitere Nachfragen.

„Was ist los?“, fragte Zoe, die durch meine Miene offenbar ebenfalls beunruhigt war.

„Das war die Sekretärin der Schule. Sie hat etwas von einem Unfall erzählt, wollte sich aber nicht weiter äußern. Ich soll

zur Schule kommen. Hoffentlich ist nichts mit Charlotte und Lena.“

„Jetzt warte erst mal ab und fahr da hin.“

Sie versuchte mich zu beruhigen, aber ich merkte, dass auch sie sich Sorgen machte.

„Soll ich mitkommen?“

Ich überlegte kurz, verneinte dann aber.

„Lass mich erst einmal schauen, was passiert ist. Ich ruf dich sofort an, wenn ich Näheres weiß.“

Ich kleidete mich rasch an und fuhr zur Schule.

Die überlebenden Kinder der 7c sagten später aus, dass der Täter ein Fenster geöffnet hat und über den Rasen vor dem Klassenzimmer geflüchtet ist. Zwei weitere Augenzeugen, ein älteres Ehepaar, haben ihn dann in den nahen Wald rennen sehen. Dort verliert sich seine Spur.

Die Polizei erhielt um 11:11 Uhr fast zeitgleich zwei Notrufe, den die Sekretärin der Schule vom Festnetz-Telefon ihres Büros sowie ein Schüler von seinem Handy abgesetzt hatten. Um 11:14 Uhr waren zwei Einsatzteams der Polizei an der Schule eingetroffen, doch da war der Täter bereits geflohen.

Ich habe in dem vergangenen Jahr häufig darüber nachgedacht, wie dem Täter die Flucht glücken konnte. Ich dachte: Vielleicht ist er zu einem Auto gelaufen, das er in der Nähe, an einem Ende des Waldes abgestellt hatte. Von dort hätte er bequem das Weite suchen können. Möglicherweise kommt er aber auch aus unserer Stadt. Vielleicht hat er seine

Klamotten gewechselt – die Kinder haben übereinstimmend von einem schwarzen Rucksack berichtet, den der Täter getragen hat – und ist gemütlich nach Hause geschlendert. Vielleicht lebt er mitten unter uns.

Es war mir ein Rätsel, wie es der Täter geschafft hat, unerkannt mit seiner Schuld zu leben. Bis vor zwei Tagen, als die Polizei ihn gefasst hat. Aber ich möchte nicht vorgreifen.

Die Polizei hatte unsere Kleinstadt so zügig wie möglich weiträumig abgesperrt. Sie hatte einen Sperrgürtel gebildet, aus dem niemand ohne Kontrolle hinaus kam. Hubschrauber waren im Einsatz, um nach verdächtigen Personen und Fahrzeugen Ausschau zu halten. Auffällig war niemand.

Über den Täter gab es zunächst nur wenige exakte Angaben. Er trug komplett schwarze Kleidung und hatte sein Gesicht mit einer Kapuze verhüllt, in die er zwei Sehschlitze geschnitten hatte. Es war eine Art Ninja-Montur. Von den überlebenden Kindern wurde er auf eine Größe zwischen 1,75 Meter und 1,80 taxiert. Die Schätzungen des älteren Ehepaares deckten sich mit diesen Angaben. Aufgrund seiner Bewegungen gingen alle Augenzeugen davon aus, dass es sich um einen männlichen Jugendlichen oder um einen schlanken Mann handelte.

Sie müssen entschuldigen, meine Gedanken bewegen sich nicht auf einer Linie, sie folgen keinem Zeitstrahl, der geradewegs und kontinuierlich von der Vergangenheit in die Gegenwart und darüber hinaus in die Zukunft führt.

Manche Erinnerungen drängeln sich in den Vordergrund. Sie schubsen und schieben die Gedanken, die eigentlich an der Reihe wären, zurück. Manche Gedanken hingegen haben es nicht eilig, erzählt zu werden. Unauffällig lassen sie anderen den Vortritt, verstecken sich in den Schatten, um nicht geschildert werden zu müssen. Um den Moment, da sie ans Tageslicht kommen, hinaus zu zögern, oder gar ganz zu verhindern.

Ich befand mich also auf dem Weg zur Schule. Unterwegs überlegte ich noch, meine Ex-Frau Katrin anzurufen, entschied mich schließlich aber dagegen. Möglicherweise hatte die Schule sie ja auch erreicht. Wenn nicht, wollte ich keine Pferde scheu machen.

Spätestens zu dem Zeitpunkt, als ich zur Schule gelangt war, wusste ich, dass etwas Schreckliches passiert war. Das Gelände war von einer Heerschar an Polizeibeamten weiträumig abgeriegelt worden. Ich parkte den Wagen am Freibad und lief die letzten fünf Minuten zu Fuß.

„Sie können hier nicht durch“, sagte ein Polizist zu mir.

„Meine zwei Töchter sind in der Schule. Das Sekretariat hat mich angerufen und gebeten, zu kommen“, entgegnete ich.

Der Polizist gab den Weg frei.

Aus dem Augenwinkel nahm ich ein Kamerateam wahr. Im Rückblick bin ich erstaunt, wie schnell dieses Trio – ein Kameramann, ein Tontechniker und offenbar eine Reporterin – vor Ort war. Wie ich schon sagte, ich bin selbst Journalist und die Mechanismen unserer Zunft sind mir vertraut, aber diese Leistung erscheint mir rekordverdächtig.

Ab jenem Moment, an dem ich das Schulgelände betreten habe, liegt noch immer ein Schleier vor meinen Augen.

Vor ein paar Jahren habe ich mal einen Fahrradunfall gehabt. Ein Auto hat mich auf die Hörner genommen. Der Fahrer des Wagens wollte wenden und hat mich bei seinem Manöver nicht gesehen. Ich hatte Glück im Unglück. Ich prallte seitlich auf die Front des Autos und flog so weit, dass ich auf der anderen Straßenseite auf einem kleinen Rasenstück gelandet bin. Wäre ich an anderer Stelle auf den Wagen geprallt, oder auf dem Asphalt gelandet, wäre der Unfall für mich wohl nicht so glimpflich mit einem Zehenbruch und einer Gehirnerschütterung ausgegangen. Manchmal entscheiden Kleinigkeiten über Leben und Tod.

Jedenfalls bin ich damals erst im Krankenwagen wieder zu mir gekommen. Ich lag auf dem Rücken und konnte mich an nichts mehr erinnern. Ich betrachtete meine Füße und wunderte mich, dass ich Radschuhe trug. Erst ganz allmählich, in den 15 Minuten Fahrt zum Krankenhaus, drang die Erkenntnis in meinen Brummschädel, was passiert war. Und noch heute, Jahre später, hört meine Erinnerung unmittelbar vor dem Aufprall auf den Wagen abrupt auf. Das Gehirn, und das ist auch der Grund, warum ich von dem Unfall an dieser Stelle berichte, hat offensichtlich einen Schutzmechanismus. Bei zu großem Schmerz schaltet es ab, oder hüllt die Vorkommnisse in eine diffuse Wolke.

So war es auch mit den folgenden Minuten, ja sogar Stunden und Tagen, die ich nur verschwommen durch einen Nebel wahrnahm. Erst allmählich hat sich der Nebel gelichtet, hat sich die schützende Dunstglocke zurückgezogen.

Ich merke, und Sie merken es wohl auch, dass ich versuche, die Schilderung der folgenden Ereignisse hinaus zu zögern. Aber es hilft nichts. Wenn ich die Geschichte erzählen will, und das habe ich mir vorgenommen, muss ich da durch.

Meine Ex-Frau saß auf einem Stuhl im Flur vor dem Sekretariat. Ich habe sie nie so alt gesehen, so gezeichnet von Schmerz und Trauer. Nicht, als sie vom Tod ihres Vaters erfahren hat. Und selbst damals nicht, als ihre Schwester im Alter von 43 Jahren an Krebs gestorben ist.

Als sie mich sah, stand sie auf. Ganz langsam und wie um Jahre gealtert kam sie auf mich zu.

„Was ist passiert?“, fragte ich. „Haben sie dir schon etwas gesagt?“

„Ach, Stefan“, sagte sie. Nur zwei Worte, die ihr offenbar eine unmenschliche Kraftanstrengung abverlangten.

Aber manche Dinge müssen gesagt werden. Es gibt keinen Ausweg, nicht einmal einen Umweg. Es gibt kein Aufschieben, keine Hintertür, es gibt keine Möglichkeit zur Flucht.

Sie sah mir in die Augen. Ich weiß bis heute nicht, woher sie diese Kraft genommen hat, die folgenden Worte zu formulieren.

„Es gab einen Amoklauf“, sagte sie. Und dann die Worte, die mein Leben einstürzen ließen: „Charlotte ist tot.“

Von irgendwoher hörte ich einen markerschütternden Schrei. Wie das Heulen eines Wolfes. Nein, verbesserte ich mich gleich, wie das Heulen eines Tieres, das von einem Wolf gerissenen worden ist. Und dann merkte ich, dass ich selbst den Schrei ausstieß. Katrin nahm mich in den Arm. Dann spürte ich nichts mehr. In meinem Körper war irgendein Stecker gezogen worden.

„Ist das sicher?“, fragte ich nach einer Weile, die mir eine Ewigkeit vorkam. „Gibt es nicht die Möglichkeit einer Verwechslung?“

Hoffnung ist wie Unkraut, Wildkraut würde mich ein alter Schulfreund, der inzwischen Biologe ist, tadeln und verbessern. Hoffnung wächst selbst dort, wo alles tot ist.

Aber es gab keine Hoffnung. Es gab keine Verwechslung.

Katrin schilderte mir den Hergang des Amoklaufs, soweit er ihr zu jenem Zeitpunkt bekannt war. Die Sekretärin der Schule hatte sie in Kenntnis gesetzt.

Etwas zu erzählen, so als ob es die Geschichte anderer Menschen ist, schafft eine Distanz zum eigenen Schmerz. Es kann die Spitzen und scharfen Kanten abschleifen. Nur ein bisschen. Aber immerhin.

„Was ist mit Lena? Wo ist sie?“, fragte ich.

„Sie muss gleich kommen. Sie wird von ihrer Klassenlehrerin hergebracht.“

Inzwischen waren auch zwei Psychologen eingetroffen, die uns und den anderen Eltern ihre Hilfe anboten.

Wir bedankten uns, sagten aber, dass wir zunächst alleine mit Lena sprechen wollten.

Fünf Minuten später kam Lena, geführt von ihrer Klassenlehrerin, den Flur entlang.

Sie sah so klein aus und doch so tapfer. So ist sie schon immer gewesen, manchmal nah am Wasser gebaut, aber im Grunde hart im Nehmen. Mit einem klaren Blick für die Realität. Sie war vier, als Katrin und ich uns getrennt haben. Sie hat es auf ihre Art verkraftet: Mit einer Hinnahme der Wirklichkeit, einer ganz eigenen Stärke. Wenn Charlotte die unselbständige Träumerin war, so ist Lena ein Fels. Ich hoffe, dass sie nicht irgendwann zerbricht.

Sie lief zu uns, und wir nahmen sie in die Arme. Wir haben es ihr gesagt, ungeschminkt. Für die Fratze des Bösen gibt es keine passende Schminke. Ich spürte, wie sich ein Loch in ihr auftat. Jenes Loch, das der Tod von Charlotte hinterlassen hat und das sich niemals wieder schließen würde. Wir hielten uns fest und weinten. Wir beweinten den Tod der Tochter und Schwester. Wir beweinten den Tod eines zwölfjährigen Kindes, das auf dem Weg war, erwachsen zu werden. Es war das Einzige, das wir tun konnten. Egal, was in der Vergangenheit passiert war, egal, ob sich Katrin und ich getrennt hatten: Wir waren eine Familie. Katrin und ich und Lena. Und Charlotte, die immer ein Teil von uns sein würde. So fühlte sich diese Umarmung an. Das sagten wir damit aus. Nein, es gab keine Hoffnung mehr. Aber wir schenkten uns gegenseitig Trost.

Katrin rief ihren neuen Lebensgefährten Thomas an, ich Zoe. Sie hatte von dem Amoklauf schon aus den Medien erfahren, die bereits auf allen Kanälen darüber berichteten. Deshalb hatte Zoe mit dem Schlimmsten gerechnet. Wir trafen uns alle in Katrins Wohnung.

Ich bin froh, dass Katrin Thomas hat und dass ich Zoe habe. Wir sind das, was man heutzutage als gut funktionierende Patchworkfamilie bezeichnet. Wir gaben uns alle gegenseitig Halt, sofern das in dieser Situation möglich war. Es ist auch gut, jemanden an seiner Seite zu wissen, der ein kleines Stück außen vor steht. Ich meine das überhaupt nicht abwertend. Natürlich trauerten Thomas und Zoe ebenso, und doch hatten sie etwas mehr den Kopf frei, um uns sachte zu sagen, was wir zu tun hatten. Anders, besser, kann ich es nicht ausdrücken.

„Wir müssen deine Eltern informieren“, sagte Zoe zu mir. „Soll ich das übernehmen?“

Wie gerne hätte ich mich darum gedrückt, aber ich wusste, dass es meine Aufgabe war.

Meine Eltern wohnen 250 Kilometer entfernt, ich würde sie anrufen müssen.

Ich rief zunächst meinen Bruder Thorsten an und bat ihn, zu unseren Eltern zu fahren. Er sollte noch nichts sagen, aber er sollte ihnen beistehen, wenn ich ihnen die Nachricht vom Tod ihrer Enkelin überbrachte.

Ich wartete 20 Minuten und wählte dann die Nummer meiner Eltern.

Meine Mutter meldete sich am anderen Ende der Leitung. So wie immer eigentlich. Mein Vater ist ein Telefonmuffel, er begleitete Telefonate in der Regel nur mit Kommentaren aus dem Hintergrund. Wahrscheinlich ist das ein geschlechterbedingtes Verhalten.

Ich machte es kurz und schmerzlos. Das „schmerzlos“ können Sie wieder streichen.

Natürlich brach meine Mutter in lautes Schluchzen aus.

„Thorsten weiß Bescheid“, sagte ich und vertraute darauf, dass er sich nach der ersten Wucht des Schmerzes um meine Eltern kümmern würde.

Ich glaube, Frauen sind tapferer, nicht nur beim Zahnarzt. Pragmatischer könnte man vielleicht auch sagen. Sie fügen sich eher in das Unvermeidliche.

„Wir kommen rüber“, sagte meine Mutter. Ohne Widerrede. Ich war ihr dankbar für diese Resoluthet. „Wir nehmen uns eine Ferienwohnung“, fügte sie hinzu.

„Ist gut, danke“, sagte ich. „Aber das mit der Ferienwohnung kommt nicht in Frage. Ihr könnt zu uns kommen.“

Es war 18:00 Uhr, als wir Charlotte das erste Mal sehen durften. Lena blieb bei Zoe und Thomas. Katrin und ich fuhren alleine zum Krankenhaus, wo Charlotte in der Pathologie aufgebahrt war. Es ging auch darum, offiziell zu bestätigen, dass es sich um unsere Tochter handelte, die dort vor uns lag.

Der Amoklauf fand an einem Dienstag statt. Ich hatte Charlotte das letzte Mal am Montag gesehen. Die Kinder

hatten das Wochenende bei Zoe und mir verbracht. Ich hatte Charlotte und Lena morgens zur Schule gebracht. Lena gab mir vor dem Aussteigen einen dicken Schmatzer, Charlotte gab mir nur einen flüchtigen Kuss. Liebesbekundungen gegenüber ihrem Vater in der Öffentlichkeit waren ihr zunehmend etwas unangenehm und peinlich. Ich hatte dafür Verständnis. Was würde ich trotzdem dafür geben, wenn wir uns noch einmal in den Arm genommen hätten. Was würde ich jetzt dafür geben, meine lebende Tochter in den Arm nehmen zu können.

Ich erinnere mich an den Tod meines Großvaters. Ich muss etwa zehn Jahre alt gewesen sein. Ein einziges Mal war ich mit meiner Großmutter, meinen Eltern und meinem Bruder zur Leichenhalle gefahren. Zum Abschied hatte meine Großmutter ihrem Mann den nackten Fuß gestreichelt. Ich weiß nicht, ob sie den Fuß jemals losgelassen hätte, wenn meine Mutter die Hand ihrer Schwiegermutter nicht sanft, aber bestimmt gelöst hätte.

Der Leichenbestatter hatte die Einschussstelle in der Stirn mit einem Verband abgedeckt. Charlotte sah aus, als ob sie schlief. So wie ich sie hunderte Male gesehen hatte, wenn ich vor dem Zubettgehen noch einen Blick auf meine schlafenden Töchter geworfen und ihnen einen Kuss auf die Stirn gegeben hatte.

In diesem Moment überkam mich eine Liebe, die so unglaublich schmerzhaft war. Weil sie ins Leere lief. Weil vor mir nur noch die tote Hülle meiner Tochter lag.

Ich küsste sie auf die Wange, die schon kühl war. Meine Tränen tropften wie Sturzbäche auf ihre Haut, die einen blasserem Teint als sonst hatte. Ich strich ihr über das Haar, das sie sich erst vor zwei Wochen hatte schneiden lassen. Lena hatte mir erzählt, was für einen Affentanz Charlotte aufgeführt hatte, weil sie mit dem Haarschnitt unzufrieden gewesen war. Sie wollte so lange nicht aus dem Haus gehen bis die Haare wieder nachgewachsen waren. Hätte sie es nur nicht gemacht, hätte sie die Wohnung nur nicht verlassen!

Kapitel zwei

Die Schule unserer kleinen Stadt liegt auf einer Anhöhe. 24 Stufen führen zu dem Gelände hinauf, unterbrochen von zwei kleinen Plateaus. Ich habe die Zahl der Stufen irgendwann mal gezählt.

Die Schule blieb an den folgenden Tagen nach dem Amoklauf natürlich geschlossen. Das hatte auch ermittlungstechnische Gründe. Vor allem aber war ein Unterricht nach dieser Tat für alle Beteiligten nicht möglich.

Die Treppe zum Gelände der geschlossenen Schule glich einem Wasserfall aus Blumen und Kerzen, der sich kaskadenförmig die 24 Stufen ergoss. Am oberen Ende setzte sich der Lauf bis zur Eingangstür des Gebäudes fort. Schüler hatten Transparente angefertigt. Trauer- und Beileidsbekundungen. Jemand hatte Fotos von den Opfern zwischen die Blumen und Kerzen gestellt. Es gab auch ein Bild von Charlotte. Lachend, Arm in Arm mit einer ebenfalls toten Mitschülerin. Ich habe das Foto irgendwann später gesehen, als ich im Internet die Berichte über jene Tage durchgegangen bin.

Dabei bemerkte ich auch eine Art Tafel, auf die ein längerer Text geschrieben stand. Beim näheren Betrachten fiel mir auf, dass es sich um den Auszug eines Textes des deutschen Schriftstellers Jean Paul handelte. Es war die „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei.“

Ich nahm mir die Zeit, den Text zu lesen: „Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit das Sein seine Schatten wirft, und schaute in den Abgrund und rief: Vater, wo bist du? Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Wesen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrund und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich. Und als ich das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als ich sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Totenmeer ausschüttete: so hob ich groß wie der höchste Endliche die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermesslichkeit und sagte: Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Weißt du selber, wenn du mit Orkanen durch das Sternenschneegestöber schreitest und eine Sonne um die andere auswehest, und wenn der funkelnde Tau der Gestirne ausblinkt, in dem du vorübergehst? Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des All!

Ich konnte die Intention, die Tafel mit diesem Text aufzustellen, nachvollziehen. Was lag näher, als sich einfach der Verzweiflung hinzugeben und den Zorn hinauszuschreien

über den gefühllosen Mechanismus des Universums und sein willkürlich lenkendes schwarzes Herz.

Unsere kleine Stadt glich einer Kriegsstätte. Die Journalisten waren eingefallen und hatten die Herrschaft übernommen. Es wimmelte von Kameramännern und Reportern. Eigentlich gab es nichts mehr zu berichten von diesem Ort, dachte ich. Die Tragödie hatte sich doch bereits ereignet. Aber die Fernseh- und Radiosender, die Nachrichtenagenturen und Internetportale, die Zeitungen und Zeitschriften, sie alle sorgten dafür, dass der Strom der Betroffenheit nicht abebbte. Das Leid der Angehörigen war nun die Nachricht.

Die Medienmeute schwärmte aus, sie bombadierte die Anwohner und die Eigentümer der Geschäfte mit den immer gleichen Fragen. Haben Sie die Opfer gekannt? Wie waren sie? Wie fühlt es sich an, am Tag eins nach dieser Gräueltat? Haben Sie eine Vermutung, wer der Täter sein könnte?

Auch die Antworten folgten einem immer gleichen Muster. Mein Sohn war mit Opfer x im Fußballverein, meine Tochter war mit Opfer y im Turnverein. Opfer z war noch vorgestern hier im Laden und hat eine Geburtstagskarte gekauft. Es war so ein liebes Kind. Unsere kleine Stadt ist doch eigentlich so friedlich. Ich hätte niemals gedacht, dass so etwas Schreckliches hier passieren kann. Es wird nie mehr so sein wie vorher. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wer so eine grausame Tat begehen kann.

Die Leser, Hörer und Zuschauer sogen die Schilderungen in sich auf. Die ausgehungerte Meute der Voyeure gierte nach Nahrung, und sie bekam reichlich davon. Aber ich will nicht zu kritisch sein. Es sind Geschichten, die die Menschen verbindet. Was waren diese Tat und ihre Auswirkungen für die Leser, Hörer und Zuschauer anderes als eine Geschichte? So wie auch ich eine Geschichte erzähle. Und die Menschen waren ja wirklich vereint in großer Betroffenheit.

An dem betreffenden Tag des Amoklaufs hatten sich eine Schülerin und ein Schüler krank gemeldet. Die Klasse 10b hatte eine Freistunde. Alle übrigen Schüler befanden sich zum Zeitpunkt der Tat in ihren Unterrichtsräumen oder in der Sporthalle. Von ihnen hatte sich niemand für einen längeren Zeitraum von mehreren Minuten aus der Klasse entfernt, zum Beispiel unter dem Vorwand, die Toilette aufzusuchen.

Etwa 220 Lehrerinnen und Lehrer unterrichten an der Schule. Mehr als 150 von ihnen befanden sich zum Zeitpunkt der Tat in dem Gebäude, entweder im Unterricht oder im Lehrerzimmer. Es gibt zudem fünf weitere Angestellte. Einen Hausmeister und technisches Personal. Die Putzkräfte, die am Nachmittag durch die Schule fegen, stammen von einer externen Reinigungsfirma.

Die Beamten konzentrierten sich bei ihren Ermittlungen zunächst auf die Schülerinnen und Schüler. Die kranke Schülerin hatte am Tag des Amoklaufs über Magen-Darm-Probleme geklagt und den gesamten Vormittag

nach Aussage ihrer Mutter im Bett verbracht. Der kranke Schüler hatte in Folge einer schweren Grippe Fieber und die Wohnung laut seiner Mutter ebenfalls nicht verlassen. Die Schüler der Klasse 10b konnten sich gegenseitig Alibis verschaffen. Niemand von ihnen hatte sich laut ihren Aussagen gegenüber der Polizei in der Freistunde längere Zeit alleine aufgehalten.

Die Vernehmungen des Lehrpersonals, des Hausmeisters, der technischen Arbeitskräfte sowie der Angestellten der Reinigungsfirma zogen sich über mehrere Tage hin. Doch an dieser Stelle kann ich vorgreifen. Niemand von ihnen galt als verdächtig, niemand konnte Hinweise auf den Täter liefern. Zumindest nicht sofort.

Die erste Nacht nach Charlottes Tod schlief ich in ihrem Bett.

„Soll ich mich dazu legen, oder möchtest du alleine sein?“, fragte Zoe.

„Ich glaube, ich möchte lieber alleine sein“, sagte ich.

„In Ordnung. Wenn ich etwas für dich tun kann, sag Bescheid.“

Sie gab mir einen Kuss auf die Stirn und verließ das Kinderzimmer. Ich war ihr dankbar für ihre Sensibilität und Rücksichtnahme.

Ich lag in dem Bett, in dem vor zwei Nächten noch Charlotte geschlafen hatte. Ich lag auf der Seite, meine Nase in das Kopfkissen gedrückt und sog ihren Geruch ein. Der Geruch ist der intensivste unserer Sinne. Weil er eng verknüpft ist

mit unseren Gefühlen. Ich liebe den Duft von Sonne auf Haut und Haar, oder den Geruch des Meeres, von salzigem Wind und brackiger See. Vielleicht weil mich diese Gerüche an unbeschwerte Urlaube erinnern. Vor allem aber liebe ich den Geruch von frisch geschnittenem Gras. Ich habe einmal zu Zoe gesagt, dass, wenn ich mir aussuchen könnte, wie ich sterben kann, ich gerne auf einer frisch gemähten Wiese sterben würde.

Das Bettzeug roch nach Charlotte. Es war nicht so, dass ich ihren Geruch – wie etwa bei einem Parfüm – in einzelne Bestandteile zerlegen konnte. Es war einfach der Duft meiner Tochter in seiner Gesamtheit.

Mit meiner Nase im Kopfkissen sog ich den Geruch von Charlotte in mich auf und weinte lautlose Tränen. Während meine Tränen in dem Kopfkissen versickerten, dachte ich, dass ich nie wieder den Duft meiner Tochter riechen würde. Vielleicht würden mich einzelne Gerüche an sie erinnern, aber es wäre nicht mehr als ein Windhauch, der wieder verschwinden würde. So wie Charlotte für immer verschwunden war.

Ich wusste nicht, was ich schlimmer finden sollte. Die Gewissheit, dass Charlotte tot war und nicht mehr wiederkehren würde, oder die Vorstellung, dass meine zwölf Jahre alte Tochter allein auf einer Bahre in der dunklen und kalten Pathologie lag.

Ich fragte mich, ob ich ihr ein guter Vater gewesen war. Ihr Tod kratzte den alten Spinnenbiss des schlechten Gewissens wieder auf, eine Wunde, die nach der Trennung von Katrin

nur mit einer dünnen Schicht Schorf bedeckt war. Das Gefühl, meine Kinder im Stich gelassen zu haben.

Ich bin nicht selbstlos genug für einen Vater. Ich habe mein eigenes Leben nie hinten angestellt. Ich bin jemand, der die Sicherheit einer Beziehung und zugleich Ruhe und Zeit für sich selbst braucht. In diesem Bezug war mir Charlotte übrigens sehr ähnlich. An ihrem letzten Weihnachtsfest hat sie mir eine Karte geschenkt mit einem frechen Spruch. „Das Beste an einer Familie: Man ist nie allein! Das Schlechteste: Man ist nie allein!“

Draußen dämmerte es schon, als mein Blick auf eine Kiste fiel. Es war eine kleine Truhe aus Holz, die an ihren Außenseiten mit Muscheln verziert war. Charlotte hatte die Kiste aus unserem letzten Urlaub in den Niederlanden mitgebracht. Es war September, aber das Wetter an der Nordseeküste hatte uns noch eine sommerliche Woche mit reichlich Sonne und warmen Temperaturen beschert. Wir waren Tandem gefahren, Zoe und Lena auf einem Rad, Charlotte und ich auf dem anderen. Auf dem Rückweg zu unserer Ferienwohnung hatten wir uns im Meer abgekühlt. Als wir in den Wellen tobten war plötzlich neben uns ein Seehund aufgetaucht. Und als wir die Räder am Abend abgegeben hatten, war Charlotte im Nachbargeschäft, einem Schmuck- und Souvenirladen, die Kiste aufgefallen. Sie hatte die Truhe von ihrem Taschengeld gekauft. Es war ein zauberhaftes Andenken an einen perfekten Urlaubstag.

Auf den Deckel der Truhe hatte sie „Meine Gute-Seelen-Kiste“ geschrieben.

Ich klappte den Deckel auf und betrachtete die Utensilien. Ein Medaillon, das meine Mutter ihr zur Kommunion geschenkt hatte, mit einem Schwarz-Weiß-Foto von Charlotte. Ein Armband, das Charlotte von ihrer besten Freundin bekommen hatte. Ein grüner Stein, ein sogenannter Amazonit, den eine Freundin von Katrin Charlotte bei einem Besuch mitgebracht hatte. Der Stein sollte unter anderem für Schutz, Geborgenheit und Sicherheit sorgen. Ihre Lieblingstarotkarte, der Narr, der frohen Mutes am Abgrund entlang balanciert, die Gefahren der Welt missachtend.

Auch ihre erste Puppe hatte Charlotte in ihre Gute-Seelen-Kiste gelegt. Lola, für die Katrin ein Kleid geschneidert hatte, nachdem das erste verschlissen war. Lola, die Charlotte bei einer Fahrradtour in ihrem Kindersitz nach einem Wolkenbruch aus ihren kleinen eisigen und nasskalten Fingern entgleiten ließ. Zuhause angekommen hatten wir gemerkt, dass Lola nicht mehr da war und ich war den Weg in der entgegengesetzten Richtung noch einmal abgefahren. Zum Glück hatte ich sie nach fünf Minuten gefunden und sie Charlotte zurückgebracht.

„Bester Papa“, hatte Charlotte gesagt und mich ganz fest in ihre kurzen Ärmchen genommen.

Bei der Erinnerung an diese Umarmung musste ich weinen und lächeln zugleich.

Nach Stunden, ohne die ich ein Auge zugetan hatte, ging ich rüber ins Schlafzimmer. Ich kuschelte mich an Zoe. An sie geschmiegt wie ein kleines Kind an seine Mutter und schläfrig durch den Morgengesang der Vögel, der für mich wie ein Wiegenlied war, fand ich schließlich die Gnade der Ruhe.

Am Mittag waren meine Eltern eingetroffen. Auch Katrins Mutter und Schwester kamen. Alle gemeinsam erstellten wir eine Liste mit Familienangehörigen, Freunden und Bekannten, die wir persönlich benachrichtigen wollten. Nicht per SMS oder Mail, den schnellen, aber unpersönlichen Informationsmöglichkeiten unserer Zeit, sondern mit einer Trauerkarte.

Den Inhalt der Karten kann ich nicht mehr genau wiedergeben. Ich weiß noch, dass der Farbdruck eines Fotos von Charlotte die Vorderseite zierte. Ins Innere der Karte, das muss ich aus der Erinnerung wiedergeben, da ich selbst kein Exemplar mehr finden kann, schrieben wir in etwa: „Wir trauern um unsere Tochter Charlotte, die am 14. Mai bei einem Amoklauf an ihrer Schule ums Leben gekommen ist.“ Kurz und knapp, was gab es auch viel zu schreiben?

Am späten Nachmittag trafen sich die Eltern der toten Kinder mit dem Rektor der Schule, dem Bürgermeister unserer kleinen Stadt sowie dem katholischen und evangelischen Pfarrer. Auch die Ehepartner der ermordeten Lehrer sowie zwei Polizeibeamte und drei Therapeuten waren

anwesend. Das Treffen fand in einem Saal des katholischen Gemeindehauses statt.

Bei der Zusammenkunft ging es in erster Linie darum, den bevorstehenden Trauergottesdienst und die Beisetzungen zu planen. Der katholische Pastor moderierte die Gesprächsrunde. Er hatte sich eine schwarze Sonnenbrille aufgesetzt, was ich als unpassend empfand. Es war dieselbe Brille die er auf dem Kommunion-Gruppenfoto von Charlotte trug. Nur diesmal, so vermutete ich, um seine von den Tränen geröteten Augen zu verdecken.

Es herrschte schnell Einigkeit, dass es am Samstag einen ökumenischen Trauergottesdienst für die Opfer und deren Angehörigen geben sollte, an dem sich dann jeweils einzeln die Beisetzungen anschließen sollten. So blieb den Geistlichen eine endlose Wiederholung der Frage nach dem großen Warum der Tat erspart, dachte ich. Es war eine rein pragmatische Überlegung, die ich anstellte, ohne Zynismus. Auf die Pastoren wartete schon genug Schwerstarbeit, der Amoklauf machte sie zu Akkordarbeitern.

Nachdem die Besprechung der Trauerfeier und Beisetzung als Tagesordnungspunkte abgearbeitet waren, ergriff der Bürgermeister das Wort. Für das Amt, das er bekleidete, war er noch jung, 43 Jahre alt, um genau zu sein. Ich hatte so meine Vorurteile gegen ihn. Es war nicht nur, dass er einer Partei angehörte, die sich nicht gerade mit meinen eigenen politischen Ansichten deckte. Ein Freund von Zoe und mir hatte uns auch mal von einem Vorfall erzählt. Vor fünf Jahren war der Bürgermeister – damals hatte er den Posten

noch nicht innegehabt, und er war schlichtweg ein aufstrebender junger Politiker gewesen – in einen Getränkehandel gestürmt mit den Worten: „Gibt es in diesem Scheiß-Kaff denn kein Aperol?“ Nun stand er diesem „Scheiß-Kaff“ als Bürgermeister vor.

Ich beneidete ihn trotzdem nicht für seine Aufgabe. Nun musste er sich als Krisenmanager behaupten. Ich musste jedoch zugeben, dass mir seine zurückhaltende Art, mit der er auftrat, gefiel. Er nutzte keineswegs die Fernsehkameras, um sich zu profilieren und möglicherweise Kapital aus der Situation zu schlagen.

Bei dem Treffen wollte er von uns wissen, ob wir „irgendwelche Wünsche im Umgang mit der grauenvollen Tat“ hatten. Wir betonten alle, dass wir uns vor allem – so weit wie möglich – Ruhe wünschten. Er versprach uns, „Sorge zu tragen“, dass die Medien von der Trauerfeier und den Beisetzungen weiträumig ausgeschlossen werden würden. Zudem einigten sich alle darauf, dass am kommenden Dienstag, eine Woche nach dem Amoklauf, eine große, öffentliche Trauerfeier stattfinden sollte. Diese Zeremonie würde auf dem Sportgelände stattfinden. Da in unserer kleinen Stadt der Großteil katholischen Glaubens war, sollte die öffentliche Trauerfeier vom zuständigen Bischof geleitet werden, auch hochrangige Politiker sollten daran teilnehmen.

Der Rektor hielt sich bei dem Treffen zurück. Ich hatte ihn bei Schulveranstaltungen zuvor als einen Mann mit einem Hang zu feiner Ironie kennengelernt. Ein Mann mit

geschliffenem Geist, der nach der Aussage von Charlotte aber auch sehr streng gegenüber den Schülern sein konnte. An jenem Nachmittag und Abend wirkte er auf mich wie jemand, der die Last der Schuld, die er sich gab, kaum zu tragen imstande war. Er vermied jeglichen Augenkontakt zu uns Eltern. Er tat mir leid. Ich hätte ihm am liebsten gesagt, dass ihn keine Schuld traf. Dass das Schicksal zuschlägt, wo und wann es ihm beliebt. So wie ein Blitzschlag. Wir haben keinen Einfluss darauf, wo der Blitz einschlägt. Wir können den Blitz weder verhindern noch umlenken.

Die zwei Polizeibeamten erklärten, dass ein großes Team damit beauftragt sei, den Täter so schnell wie möglich zu fassen. Sie würden „alles Menschenmögliche“ tun.

Ich war mir gar nicht sicher, ob ich wollte, dass der Täter gefasst würde. Selbstverständlich wünschte auch ich mir, dass der Mörder meiner Tochter geschnappt wird und seine gerechte Strafe erhält. Natürlich konnte auch ich mich nicht von dem Wunsch frei machen, Erklärungen zu erhalten. Aber Erklärungen würden die Tat nicht auflösen, in dem Sinne des Wortes, dass sie den Amoklauf ungeschehen machen würden. Nichts würde meine Tochter wieder zum Leben erwecken.

Vor allem aber war ich mir nicht sicher, ob ich die Schilderungen des Täters hören wollte. Ich wollte den Tod von Charlotte nicht durch die Augen dieses jungen Mannes sehen.

Konkrete Einzelheiten zum Stand der Ermittlungen nannten die Polizeibeamten nicht. Das hatte wohl auch

ermittlungstaktische Gründe. In erster Linie gab es aber kaum nennenswerte Spuren.

Die Therapeuten erneuerten ihr Angebot, für die Angehörigen der Opfer „jederzeit“ zur Verfügung zu stehen. Katrin und ich hatten uns für die nächste Woche bereits einen gemeinsamen Termin für uns und Lena geben lassen.

Mir fiel auf, dass die anderen Eltern ganz unterschiedlich auf den Tod ihrer Söhne und Töchter reagierten. Es gab einen Vater, der sich zum Führer der Gemeinschaft aufschwang, die das Schicksal ungefragt miteinander verknüpft hatte. In den kommenden Wochen sollte er seinen Beruf als Abteilungsleiter eines Versicherungsunternehmens aufgeben und eine Stiftung für die Angehörigen von Opfern von Gewalttaten gründen. Sein Job ist es heute, Gedenkfeiern, Benefiz-Konzerte oder Tagungen zu Gewaltprävention zu organisieren.

Mit seinem Kampf für schärfere Waffengesetze hat er sich viele Feinde gemacht. Er hat mir mal erzählt, dass er sogar Morddrohungen bekommen hat. Meistens per E-Mail, fast immer anonym. „Sie legen sich mit bewaffneten Menschen an. Ich wünsche Ihnen, dass Sie durchsiebt aufgefunden werden“, hat er mir später einmal eine Passage aus einer Morddrohung vorgelesen. Aber Angst machte ihm das nicht. „Ich bin doch schon einmal gestorben“, sagte er mir. Ich verstand den Mann. Mord ist nicht nur ein Verbrechen gegen die Ermordeten, es ist auch ein Verbrechen gegen

jene, die lebend zurückbleiben. Sein Kampf war seine Form der Therapie.

Ich glaube ich habe schon erwähnt, dass ich anders bin. Ich war noch nie ein Kämpfer, außer beim Sport. Und da war das Ziel klar: das Spiel zu gewinnen. Aber das Leben ist nicht schwarz oder weiß, es gibt so viele Schattierungen. Vielleicht habe ich resigniert vor all der Gewalt auf unserem Planeten. Vielleicht erscheint mir alles zu komplex und kompliziert, um zu wissen, wo ich anfangen sollte. Ich hätte das Gefühl, nicht mehr zu sein als Don Quixote, ein Ritter von trauriger Gestalt, bei seinem traurigen Kampf gegen Windmühlen.

Es gab andere Eltern, vornehmlich Väter, die begonnen haben, zu trinken. Manche schrien sich den Schmerz heraus und wüteten gegen Dinge, die als Ersatz für Gott herhalten mussten. Manche taten auch alles zusammen: Trinken und schreien und wüten. Manche tranken immer weiter. Für sie war alles besser als der blanke Schmerz. Es liegt mir fern, sie zu kritisieren oder zu verurteilen. Ich weiß, dass sich die Dinge, der Schmerz und die Trauer, wie Blutegel an die Seele krallen können, um sie dann auszusagen. Ich denke, ihre toten Söhne und Töchter hätten das nicht gewollt, aber ich wusste, dass ihnen die Kraft fehlte, den Schmerz zu ertragen.

Natürlich war auch ich nicht davor gefeit, einfach vor die Hunde zu gehen. Auch ich war dem Alltag aus trostloser Trauer und alkoholischem Untergang nahe. Aber dann sah ich Lena und Zoe und alle anderen Menschen, die mir

lieb und teuer sind, und im Licht eines Sommermorgens widersetzte sich etwas in mir dem Drang, mich selbst zu zerstören.

Ich habe keinen Kampf aufgenommen und ich betrank mich nicht. Vielleicht ist Letzteres meine größte Leistung. Ich blieb stumm. Okay, Sie können mich in Schutz nehmen und einwenden, dass ich diese Geschichte niederschreibe. Aber das ist für mich keine große Sache. Es ist das Einzige, das ich einigermaßen kann.

Ich bin eben eher ein rationaler Mensch, der versucht, die Schicksalsschläge des Lebens mit der bloßen Logik seiner Gedanken zu lösen. Zoe hält mich deshalb – vielleicht zu Recht – bisweilen für emotionslos. Ich sehe es etwas anders. Es ist ein Panzer, der die Emotionen schützt. In diesem Fall wusste ich, dass es keine Lösung gab, die den Tod meiner Tochter erklärte und erträglicher machte. Aber allein diese Einsicht war mir eine Hilfe.